

Herbert Witzel

Im letzten Büchsenlicht

Waidwerk im Herbst
eines Jägers

*Mit Zeichnungen von
Hans-Henning Eisermann*

KOSMOS

*Meinen Enkeln
Pauline, Maximilian und Jonas*

Inhalt

| | |
|------------|----------------------------------|
| <i>7</i> | <i>Zum Geleit</i> |
| <i>9</i> | <i>Herbstliches</i> |
| <i>16</i> | <i>Auf dem Weg zur „Passion“</i> |
| <i>25</i> | <i>Magische Ecken</i> |
| <i>40</i> | <i>Vollmond einmal anders</i> |
| <i>49</i> | <i>Das schwarze Phantom</i> |
| <i>59</i> | <i>Unverhofftes Glück</i> |
| <i>68</i> | <i>Hätte ich doch nur ...</i> |
| <i>78</i> | <i>Im letzten Büchsenlicht</i> |
| <i>94</i> | <i>Hunde, Jagdhunde und Jagd</i> |
| <i>104</i> | <i>Schwein gehabt</i> |
| <i>115</i> | <i>Ein „richtiger“ Hirsch</i> |

- 128 *Mondschein-Sauen*
- 137 *Nur nicht aufgeben!*
- 151 *Traumhaftes*
- 162 *Auf zu neuen Ufern?*
- 170 *Jagdgäste*
- 184 *Kapitale – nicht an der Wand*
- 195 *Trophäenjagd Adieu*
- 213 *David und Goliath*
- 225 *Es ging noch*

Zum Geleit



Der Herbst ist die schönste Jahreszeit für den Jäger, und wer etwas vom menschlichen Dasein versteht, für den ist auch der Herbst des Lebens eine wunderbare Zeit – voller Klarheit, Reife, Erinnerung und einem lächelnden Abstand zu den Dingen, die einst so wichtig waren und die man jetzt in ihrer wirklichen Größe erkennt. Der Mensch ist nur dann wirklich frei, wenn er spielt, hat Friedrich Schiller einst gesagt, und nach dem spielerischen Erleben von Kindheit und Jugend gelingt es eigentlich erst beim Erreichen eines bestimmten Alters, diese Freiheit wiederzugewinnen. Das gilt natürlich auch für den Jäger. Von dem mühsam erreichten Hochsitz der Freiheit lassen sich die Erlebnisse eines reichen Jägerlebens ganz anders erzählen als unter dem Druck der Gegenwart mit ihren Forderungen, die sich im Lauf der Zeit auf ihr wahres Maß reduzieren und von der Erinnerung als unwichtig gestrichen werden. Dafür werden andere Dinge erzählenswert und erhalten eine Bedeutung, die man ursprünglich gar nicht so erkannt hat.

Wenn Schiller von der Freiheit durch das Spiel spricht, dann meint er dabei vor allem die Kunst, die unbelastet von Nutzen oder Zwängen die Dinge sehen und darstellen kann. Bilder sind deshalb nicht einfach nur Ergänzungen des geschriebenen Wortes, sondern sie geben die Sicht des Künstlers wieder und können so das erzählte Jagderlebnis in seiner Bedeutung erweitern und bereichern. Fotografien sind informativ und eindrucksvoll, aber die Verbindung zwischen Zeichenfeder oder Pinsel und Bild ist enger und damit lebendiger als der Weg über ein technisches Gerät wie den Fotoapparat.

Als Vorsitzender des Forums lebendige Jagdkultur e.V. freue ich mich besonders, dass zwei Mitglieder unseres Forums dieses Werk als Schriftsteller und Künstler gemeinsam geschaffen haben. Herbert Witzel und Hans-Henning Eisermann haben ein Buch vorgelegt, das viel erzählt und uns für viele Dinge die Augen öffnet, die oft un bemerkt am Wegesrand liegen bleiben. Nicht zuletzt gilt das auch für viele Probleme unseres heutigen Jagdwesens, die hier offen angesprochen werden. Ich wünsche diesem Buch eine weite Verbreitung und aufgeschlossene Leser.

Mit Waidmannsheil

DieterStahmann
Vorsitzender des
Forum lebendige Jagdkultur e.V.

Herbstliches



Nahezu alles auf unserem wunderschönen Planeten Erde ist vergänglich. Dabei werden Intensität und Dauer von Veränderungen vom Zeitablauf bestimmt. Die Zeit, bei uns durch die regelmäßig tickende Uhr symbolisiert, läuft und läuft. Nichts kann sie aufhalten.

Während uns Menschen, wie auch allen anderen Lebewesen, nur eine mehr oder minder lange Zeitspanne für den Aufenthalt auf Erden zugemessen ist, wird unsere Umwelt, die Bühne, auf der wir auftreten, durch ständig im gleichen Rhythmus auftretende Witterungsphasen gleichsam für alle Ewigkeit gekennzeichnet. (Die Möglichkeit, dass eine ständig wachsende und alle Umweltregeln gründlich missachtende Weltbevölkerung es vielleicht schaffen kann, die Lebensbedingungen auf dem blauen Planeten völlig zu ruinieren, soll hier außer Acht gelassen werden ...) Das vom Wetter bestimmte Bühnenbild verändert sich also in ganz regelmäßigen Zyklen.

In unseren mitteleuropäischen Landstrichen wird der Verlauf eines Jahres in vier sogenannte Jahreszeiten eingeteilt. Wer an den kontinuierlichen Veränderungen der Natur interessiert ist, kann deutlich wahrnehmen, wie sich das Landschaftsbild je nach Jahreszeit immer wieder anders darbietet. Nach dem Wiedererwachen der Natur im Frühling mit dem ersten zarten Grün kommen satte Sommertage, die Ernte wird eingefahren, und Wälder, Wiesen und Äcker zeigen sich in üppiger Pracht. Dann folgt der Herbst mit bunten Farben an den Bäumen und reifen Äpfeln, Birnen und Weintrauben. Der Winter schließlich beendet mit Schnee, Eis und widrigen Winden den Jahresablauf.

Nicht überall unterscheiden sich jedoch die Jahreszeiten so deutlich voneinander wie bei uns in Deutschland. In Kanada, an der Atlantikküste beispielsweise, erfahre ich immer wieder, dass ein Frühling wie in unseren Breiten kaum wahrnehmbar ist. Der lange Winter scheint innerhalb von wenigen Tagen in den Sommer überzugehen. Dieser kann jedoch lange dauern. Nicht umsonst wird ein Teil des kalendermäßigen Herbstes mit seinen herrlich verfärbten Bäumen auf dem nordamerikanischen Kontinent als „Indian Summer“ bezeichnet. Der nachfolgende Winter hat es nicht eilig, kann dafür aber bis zum späten Frühjahr anhalten. Weiter im hohen Norden sind dann eigentlich nur noch zwei Jahreszeiten zu unterscheiden: Der endlos lange, vorwiegend dunkle und eisige Winter und ein relativ kurzer Sommer. Auch in vielen tropischen Landstrichen lässt sich der Jahresablauf gerade einmal in Sommer- und Winterzeit aufteilen, in Regen- und Trockenzeit, wobei sich die Temperaturen nicht wesentlich zu unterscheiden brauchen. Südlich des Äquators verschieben sich allerdings die Jahreszeiten um ein halbes Jahr.

Die Jahreszeiteinteilung wird aber nicht nur für die Beschreibung der Jahreszyklen in der Natur verwendet. Analoge Anwendungen sind ebenfalls gebräuchlich und auch weit verbreitet. Bezieht man

diese Begriffe etwa auf die Lebensspanne eines Menschen, lassen sich dadurch aussagefähige Charakterisierungen erreichen. So kann beispielsweise wohl fast jeder mit der schönen Floskel „zweiter Frühling“ gewisse Assoziationen verknüpfen, und die viel besungenen „goldenen Herbsttage“ beziehen sich auch auf graue Haare und verdienten Ruhestand, und nicht nur auf den langsamen Übergang von warmen Sommertagen zu eisigen Winterzeiten. Leider laufen wir Menschen aber den analogen Jahreszeitenzyklus nur einmal durch, und auch das nur, wenn uns eine großzügig bemessene Lebensspanne beschieden ist.

Mittlerweile werden die Jahreszeiten des Kalenders sogar schon für die Beschreibung des Zustands ganzer Volkswirtschaften verwendet. Länder mit einem hohen Anteil junger Menschen und Kinder befänden sich im Zustand des Frühlings. Ihnen gehöre die Zukunft. Nach einigen Jahren sorgten die „Babyboomer“, wie es so schön heißt, dann für erhöhten Verbrauch und damit für hohe Produktion und entsprechenden Umsatz, der wirtschaftliche Sommer sei erreicht. Länder mit hohem Altenanteil wie Japan, die USA und auch Teile von Europa (und hier besonders Deutschland) gingen vom volkswirtschaftlichen Herbst, wenn noch infolge hoher Renten einigermaßen konsumiert werde, langsam in den Winter über. Hohe, nicht mehr zu finanzierende Rentenlasten und sinkende Produktivität aufgrund gravierenden Arbeitskräftemangels ließen dann eisige Zeiten für das Bruttosozialprodukt erwarten. Wirtschaftlicher Winter eben. Obgleich solchen etwas einseitig wirkenden Vorstellungen eine gewisse Logik sicherlich nicht abzuspüren ist, kann man nur hoffen, dass zukünftig nicht so heiß gegessen werden muss, wie von den Verfassern derartiger Theorien gekocht wird.

Auch mir geht es nicht um die Herbstmonate des Kalenders, wenn ich aus dem Herbst meines Jagens berichten möchte. Nicht die für den Jäger alljährlich wiederkehrende herrliche Jahreszeit Herbst ist

gemeint. Im Herbst des Kalenderjahrs ist für den Waidmann die Erntezeit gekommen. Die Niederwildjagd geht auf, alles Schalenwild hat Jagdzeit, und die für Rotwildjäger aufregenden und erfüllenden Wochen der Hirschbrunft stehen ins Haus. Der „Herbst“ im Leben eines Jägers ist jedoch bei vielen mit Wehmut über das Wissen um die Endlichkeit des eigenen Jagens verbunden. Die Kräfte lassen allmählich nach, das Augenlicht wird merklich schwächer, und die Passion ist nicht mehr vergleichbar mit dem Beutetrieb aus „jägerischen Frühlings- und Sommerzeiten“. Während der Herbst im Jagdjahr vor allem durch die faszinierende und immer wieder in den Bann ziehende Brunft des Rotwilds hervorsteht, treten vergleichbare Regungen beim Jäger, der in seinen „persönlichen jägerischen Herbst“ eintritt, jedoch langsam in den Hintergrund, sofern er nicht mit einer Veranlagung gesegnet ist, die einem prominenten italienischen Politiker beißenden Spott eingetragen und das Kopfschütteln der seriösen Welt eingebracht hat ...

Ich möchte im Folgenden nicht nur Jagderlebnisse aus meinem „jagdlichen Herbst“ wiedergeben. Wer jahrzehntelang nicht nur passioniert Büchse und Flinte geführt, sondern mit offenen Augen auch Ereignisse und Entwicklungen „um die Jagd herum“ verfolgt hat, verfügt fast zwangsläufig auch über einen Vorrat von Anekdoten, Ansichten und Erfahrungen im weiten Zusammenhang mit der Jagd. Auch darüber lohnt es sich meines Erachtens zu berichten.

Mein „Jagdfrühling“ begann zwar erst im reiferen Alter, um die 40 herum, war aber dadurch begünstigt, dass ich im Gegensatz zu vielen anderen Jungjägern von Anfang an das Glück hatte, beim Jagden weitgehend unabhängig zu sein und nach eigenem Ermessen handeln zu können. Während andere häufig zu Beginn ihres Jagens in jungen Jahren noch nicht über Zeit und Mittel verfügen, um ein gewisses Maß an jagdlicher Freiheit auskosten zu können, habe ich bereits vom „Frühling meines Jagens“ an immer weitgehende Selbststän-



digkeit genießen dürfen. Nie war ich auf Einladungen irgendwelcher Gönner angewiesen, nur selten befand ich mich in der von mir nicht sonderlich geschätzten Situation, lediglich ein bestimmtes, vom Einladenden spezifiziertes Stück „frei zu haben“.

Es mag zwar überheblich klingen, aber nichts hat mir von Anfang an weniger gefallen, als in einem fremden Revier zu sitzen und auf einen genau ausgewählten und detailliert beschriebenen Abschusskandidaten zu warten. Mir war es auch beruflich glücklicherweise relativ schnell vergönnt, weitgehend unabhängig und nach freiem Ermessen entscheiden und handeln zu können. Verantwortung für getroffene Entscheidungen zu übernehmen und das Anvertraute verantwortungsvoll zu behandeln und weiterzuentwickeln, war mir schnell zur Selbstverständlichkeit geworden. Sollte ich mich da bei

Vollmond einmal anders



In den frühen achtziger Jahren, die Jägerprüfung lag erst wenige Jahre hinter mir, war ich durch einen Begehungsschein an einer kleineren Niederwildjagd im Bergischen Land beteiligt. Das knapp über 300 Hektar große Revier lag in der Nähe von Rösrath und war für mich, der ich zu dieser Zeit im Süden Kölns wohnte, einigermaßen schnell zu erreichen. Die Autobahnstaus waren damals noch nicht so ausgeprägt wie heute, mehr als ein Vierteljahrhundert später, sodass ich nach der abendlichen Rush-Hour in einer guten halben Stunde mitten im Revier sein konnte. Ein Freund und Kollege, bereits seit langem zusammen mit seiner Frau Pächter dieser Jagd, hatte mich Jungjäger unter seine Fittiche genommen. Ich habe in den wenigen Jahren meines Mitjagens eine ganze Menge gelernt und bin Gerhard heute noch dankbar für seine nicht selbstverständliche Großzügigkeit, die es mir erlaubte, im Rahmen unserer groben Absprachen im Revier ziemlich frei schalten und walten zu können.

Unser Jagdgebiet machte seiner geografischen Bezeichnung alle Ehre. „Bergisch“ klang vielleicht etwas übertrieben, als richtig bergig ließ sich die Hügellandschaft mit den eingeschlossenen engen Tälern nicht bezeichnen, aber ganz schön rauf und runter ging es in weiten Bereichen. Besonders nach den jährlichen Treibjagden konnte man spüren, was man getan hatte. Auch die Hochsitze und versteckten Leitern, die oft in Hänge eingebaut waren, verlangten schon mal Schweißtropfen, bis man überhaupt zu ihnen gelangen konnte. Neben wenigen buckligen Getreidefeldern betrieben die Landwirte vorwiegend Milchviehwirtschaft. Das bedeutete, dass immer wieder verrostete, oft unangenehm hohe Stacheldrahtzäune überwunden werden mussten. Nicht zuletzt aus diesem Grunde hatte ich mir ziemlich bald eine stabile Lederhose angeschafft.

Die Landschaft wirkte auf den ersten Blick sehr harmonisch, schon fast idyllisch. Felder und Weiden wurden häufig durch kleinere Misch- oder Nadelwaldstücke unterbrochen. Hohe Hecken säumten die zahlreichen Wirtschaftswege wie auch die wenigen Teerstraßen, die kreuz und quer durch das Revier führten. Regelmäßig über das gesamte Jagdgebiet verstreut leuchteten weiß getünchte Bauerngehöfte aus dem satten Grün. So ließ sich kaum eine Stelle im gesamten Revier finden, wo man „nur“ in die Landschaft und nicht gleichzeitig auf einen Bauernhof schauen musste. Da auf den Höfen meist reger Betrieb herrschte und dadurch zwangsläufig Unruhe verbreitet wurde, vermisste ich im Laufe der Zeit zunehmend, was ich an der Jagd am meisten schätzte, nämlich die Möglichkeit zum besinnlichen Verweilen, zum „Einswerden“ mit der umgebenden Natur.

Auf vielen der kleinen Weiden standen in der wärmeren Jahreszeit Rinder. Musste man eine derartige Wiese überqueren, um zu einer Ansitzmöglichkeit zu gelangen, kam mit schöner Regelmäßigkeit die ganze Herde angaloppiert, um den Eindringling aus nächster Nähe schnaubend anzuglotzen. Dann folgte der gesamte Verein stur

bis zum nächsten Stacheldraht. Fast so wie beim Rattenfänger von Hameln. Unangenehm wurde es jedoch, wenn Bullen auf der Weide grasten. Mehr als einmal musste ich in beschleunigter Gangart mit schlenkernder Büchse und wippendem Rucksack über Grasbüschel und Kuhfladen misstrauisch äugenden Jungbullen ausweichen. Einfacher gestaltete sich meist der Rückzug in der Dunkelheit, wenn nicht, was leider recht selten vorkam, ein erlegtes Reh im Rucksack mitzuschleppen war.

Großstadtnahe Reviere sind häufig mit regem Besucheraufkommen „gesegnet“. So leider auch hier. Fast zu jeder Tageszeit konnte man wandelnde Rentner, stille Plätzchen suchende Liebespaare oder Hundefreunde, die ihren Hasso Gassi führten, antreffen. Auch Radfahrer oder sogar Geländemotorradfahrer waren nicht gerade selten. Ganz zu schweigen von den zahlreichen, oft vor Anstrengung rot angelaufenen Joggern, die in aller Herrgottsfrühe durch die Natur keuchten und einen Schwall von Schweißgeruch hinter sich herzogen. Wir waren uns aber einig, dass Großstadtnähe, die häufige Anwesenheit im Revier möglich macht, mit derartigen Begleitumständen „bezahlt“ werden muss. Darüber hinaus fanden wir uns wohl oder übel damit ab, als Jäger von den übrigen Naturnutzern nicht immer freundlich angesehen zu werden. Stadtmenschen ohne Kenntnis und Verständnis für die Abläufe in der Natur können ja oft überhaupt nicht verstehen, was diese – in ihren Augen – grausame Spezies Jäger dazu treibt, anmutige Bambis umzubringen, wo doch in jedem Supermarkt preiswertes Fleisch in jeder Art und Menge zur Auswahl steht. Dafür herrschte aber gutes Einvernehmen mit den Jagdgenossen, auf deren Hilfe stets gerechnet werden konnte, wenn mal ein Wagen stecken geblieben oder Material zum Hochsitzbau zu transportieren war.

Der Rehwildbestand war gar nicht schlecht. Leider ließen sich jedoch in der Regel nur junge, unbedarfte Stücke blicken. Daher brach-

te ich es als noch ziemlich unerfahrener Jäger gerade mal zustande, neben ein paar Füchsen und Hasen einige Jährlinge und Schmalrehe zu erlegen. Nach meiner Erinnerung habe ich während der drei Jahre in diesem Revier lediglich einen einzigen mehrjährigen Gabler erbeuten können. Nicht viel besser erging es meinen Mitjägern. Dabei waren sicherlich auch reife Böcke vorhanden. Fast regelmäßig, wenn man im Dunklen nach dem Ansitz zum Wagen zurückschlich, konnte man aus den kleinen Waldpartien auch tieferes Schrecken vernehmen.

Die älteren Stücke traten jedoch ausschließlich bei Nacht aus. Kein Wunder eigentlich, bei dem ständigen Betrieb im Revier. Wenn noch in später Abenddämmerung oder auch bereits am frühen Morgen Heerscharen mit frei laufenden Hunden aller Art durch Wald und Feld pilgern, kann ja auch kaum erwartet werden, dass alte Böcke ihre Deckung verlassen, insbesondere, wenn dort Äsung in Hülle und Fülle zur Verfügung steht.

Als an Jagdjahren jungem Jäger machte mir das alles nicht viel aus. Ich war froh, eine ständige Jagd Gelegenheit in der Nähe zu haben und relativ häufig ansitzen zu können. Wenn es irgendwie machbar war, das Büro nicht allzu spät zu verlassen, fuhr ich nach kurzem Abendessen noch ins Revier hinaus. Bis heute bin ich dankbar, dass wegen meiner häufigen Abwesenheit der Hausseggen nur selten schief hing. Auch die nur geringen Chancen, einmal einen starken Bock vor die Büchse zu bekommen, konnten meinen Eifer kaum bremsen. Da ich auch noch die Eigenjagd meines Schwiegervaters in der Görde angepachtet hatte, wo es Sauen, Rot- und Muffelwild gab und auch mal ein stärkerer Bock geschossen werden konnte, war ich mit den Möglichkeiten im Bergischen Revier durchaus zufrieden. Allerdings lohnte sich die relativ lange Fahrt nach Niedersachsen nur während der Vollmondphasen. Deshalb genoss ich es, auch in der Zwischenzeit auf die Jagd gehen zu können.

Meistens trafen Gerhard, seine Frau und ich uns an einer zentral gelegenen Stelle im Revier, wo wir die Autos hinter einer Buschreihe versteckt abstellen konnten. Auf diese Weise entgingen wir auch aggressiven Bemerkungen von Hundebesitzern und Spaziergängern. Nach dem Ansitz tauschten wir unsere Erfahrungen aus und glaubten dadurch, stets einigermaßen beurteilen zu können, wo gute Chancen zu erwarten seien. Auch konnten wir, wenn mal ein Reh zur Strecke gekommen war, zum Tot-Trinken gemeinsam in die kleine Dorfwirtschaft ziehen, die sich am Rande des Reviers an den Hang eines kleineren Hügels schmiegte.

Gerhard, der fast jede Ecke des Reviers wie seine Westentasche kannte, bemühte sich immer wieder, mir aussichtsreiche Ansetzungsmöglichkeiten vorzuschlagen. Er wusste, dass ich gern einen Dachse erlegen würde, um die Schwarte gerben zu lassen. Nun waren zur damaligen Zeit Dachse im Revier wirklich etwas Besonderes, lag doch die Zeit der unsinnigen Baubegasungen der Fuchsbauten, denen nicht nur zahlreiche Füchse, sondern darüber hinaus auch eine beträchtliche Anzahl von Dachsen zum Opfer gefallen waren, noch nicht sehr lange zurück. Er riet mir, mich in einem völlig mit Efeu und Knöterich überwachsenen Hochsitz in einem etwas abgelegenen Revierteil anzusetzen, der wesentlich weniger überlaufen war. Diese Kanzel schmiegte sich an den Rand einer büstendichten Dichtung vor einer kleineren Weide, auf der einige uralte Obstbäume offensichtlich der Beknabberung durch Generationen von Rindern standgehalten hatten. Da die Landschaft bereits seit Wochen vom Altweibersommer mit gutem Wetter verwöhnt worden war, hingen diese Baumveteranen voller Pflaumen, die wegen ihrer Kleinheit und mangelnden Süße wohl nicht abgeerntet wurden. Für Dachse mussten die runterplatschenden überreifen Früchte mit Sicherheit eine Delikatesse darstellen. Um zu diesem vermeintlichen Dachsparadies zu gelangen, waren allerdings zwei mit Stacheldraht und Elektrozaun



umgebene Wiesen zu überqueren. Gerhard meinte sich aber zu erinnern, dass gerade kein Vieh auf diesen Weiden stehe. Ich war ihm für diesen Hinweis dankbar und nahm mir vor, es so bald wie möglich dort zu versuchen.

Bereits einige Tage später war es dann so weit. Ein asphaltierter enger Weg führte von einem allein in der Feldflur liegenden landwirtschaftlichen Betrieb bis zu den Wiesen vor dem Hochsitz. Ich ließ das Auto vor dem Hof stehen, hielt noch ein Schwätzchen mit dem Bauern, der gerade einige Kälber von der Hofweide in den Stall trieb, und beschloss, die wenigen hundert Meter bis zur Kanzel bei dem schönen Abendsonnenschein zu Fuß zurückzulegen. Ich wunderte mich zum wiederholten Male, dass der Grüne Plan auch den Ausbau dieses kaum benutzten Feldwegs finanziert hatte. Aber irgendwo mussten die Steuergelder ja bleiben, zumal zu diesem Zeitpunkt das Fass ohne Boden Neue Bundesländer auch von den optimistischsten Zeitgenossen noch nicht einmal erahnt werden konnte.

Als ich nach etlichen Windungen des wahrscheinlich nur von Kühen benutzten Wegs etwas später vor den Wiesen stand, die mich noch von der grün überwachsenen, kaum erkennbaren Kanzel trennten, kam das böse Erwachen. Auf der Weide trampelten fünf schwere Mastbullen herum, die mich bereits bemerkt hatten, denn einer trotete, nicht gerade freundlich brummend, geradewegs auf mich zu. Zwar war der Wiesenzugang durch einen Elektrozaun abgeriegelt, doch was bedeutet schon ein dünner Draht gegen fast eine Tonne Knochen, Muskeln und zukünftige Steaks. Mir war sofort bewusst, nicht zum Stierkämpfer geboren zu sein. Deshalb entschied ich mich für den geordneten Rückzug. Es war nicht zu ändern, nun musste der Dachs eben warten.

Während des Rückmarsches überlegte ich, wo in dieser von uns nur spärlich bejagten Gegend noch lohnende Ansitzmöglichkeiten sein könnten. Dann erinnerte ich mich, kaum einen Büchenschuss weiter eine kleine Leiter gesehen zu haben, die in den Rand einer bereits ziemlich hoch gewachsenen Fichtendickung eingenagelt war. Um dorthin zu gelangen, musste ich mich lediglich vom Weg her einige wenige Meter durch die Schonung schlagen. Von diesem versteckten Sitz schaute man parallel zum Wirtschaftsweg auf eine schmalere, durch Stacheldraht umzäunte Wiese, an der sich rechts, direkt hinter dem Stacheldraht steil abfallend, ein hoher Mischwald anschloss. Da kein Vieh auf der Weide zu sehen war und auch der Bewuchs hoch und sattgrün wirkte, bestand hier sicherlich eine gute Chance, Rehwild in Anblick zu bekommen.

Ich lehnte mich auf dem erfreulich bequemen Leitersitz zurück, thronte zwischen den mich umgebenden Fichtenzweigen und ließ erst einmal die letzten Eindrücke des hektischen Tagesgeschehens in der Versenkung verschwinden. Die Sonne war noch zu sehen, mit Wild würde daher vorerst nicht zu rechnen sein. Die Blicke streiften herum, der Bauernhof in der Ferne geriet kurz ins Blickfeld, weitere

potenzielle Störenfriede waren aber nicht auszumachen. Während ich zufrieden vor mich hin döste, hörte, dann sah ich plötzlich einen Kleinwagen, der sich mir auf dem Feldweg näherte. Keine 50 Meter entfernt blieb das Fahrzeug stehen, die Türen öffneten sich und zwei beeindruckend runde weibliche Wesen, denen nach meiner Schätzung nicht viel am Doppelzentner fehlen konnte, quälten sich mühsam aus den Sitzen. Beide griffen sich Gefäße und begannen, die reifen Brombeeren an beiden Seiten des Weges abzuzupfen. Das war ja nun eine schöne Bescherung. Vorbei war es mit der geruhsamen Abendstimmung. Die beiden Walküren näherten sich schrittweise. Mich hatten sie augenscheinlich gar nicht auf der Rechnung. Inzwischen konnte ich ihre laute Unterhaltung schon gut verfolgen. Es ging um irgendwelche Männer, die sich offensichtlich nicht so verhielten, wie es die erbosten Dickerchen wohl für richtig hielten. Ich spürte, wie ich die Augen verdrehte. Da wünscht man sich einen besinnlichen Ansitzabend und dann das!

Mittlerweile war die Sonne fast untergegangen und die Schatten wurden immer länger. Die beiden pflückten und räsonierten immer noch. Die Vordere, inzwischen kaum ein dutzend Schritt von der Dichtung entfernt, zeigte mir, wenn sie ihre Begleiterin ansprach, meist den Rücken. Plötzlich stellte sie ihr Eimerchen ab, raffte den Rock hoch, zerrte einen zeltartigen Schlüpfen herunter, ging in die Hocke und begann zu nässen. Da sie sich dabei vorbeugte, hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, zwei riesige Fleischberge, die Jägersprache kennt dafür den Ausdruck kapitale Keulen, bewundern zu dürfen. Die bleiche, wabblige Masse erinnerte mich sofort an den Vollmond. In einer Mischung aus schockartiger Verwirrung und mühsam unterdrücktem Lachreiz musste ich erst leichte Wut über den verpatzten Ansitz niederkämpfen, bevor die gute Laune doch obsiegte. Jetzt stach mich der Hafer: So laut ich konnte, nicht schön, aber fröhlich, begann ich zu singen: „Guter Mond, du gehst so sti-hi-hille...“